



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Amely: Plaudereien aus London.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Plaudereien aus London.

Mitte August.

Verlegenheiten des Freihandels. — Die Wahlen. — Eine Annonce im Journal des Débats. — Sammelkenten als Bestechung. — Neue Stimmethube. — Schulengesetz. — Miß Martineau. — Der Bischof von Jerusalem. — Die Maurer.

Was läßt sich im August aus London melden? — Zerstoßen ist die bunte Menge, die noch vor wenigen Wochen die große Metropolis mit regem Leben erfüllte, und Kunst und Wissenschaften, Handel und Gewerbe haben ihre Aelters geschlossen, bis das neue Jahr den Bestrebungen derselben eine neue Arena eröffnen wird, wo Ehre oder Gewinn sich der Mühe und dem Fleiße als Ziel vorstellen. — Jetzt ruht Alles. Und daß auch der Handel ruht, ist für diesen Augenblick der Fluch des Landes. „Richard Cobden“ „Free trade“ sind die einzigen Punkte, um die man sich heute streitet. Darf England es wagen seine Häfen zu öffnen, wenn der Bewohner des Continents nur gegen baares Geld verkaufen will, statt die Produkte des Landes dafür hinwegzuführen? Und wollte man ihm diese billiger oder auch nur so billig stellen, als er dieselben in der Heimath ersehen kann: würde man da nicht alle Fabrikanten ruiniern, da diese bei dem höheren Arbeitslohn, den der höhere Preis der Lebensbedürfnisse heischt, unmöglich so billig verkaufen können, als es in jenen Ländern thunlich, wo der geringe Mann sich und seine Familie mit dem Viertel des Geldes ernähren kann, was ihm hier gezahlt wird? — Die Verlegenheit ist groß. Selbst Sir Robert Peel soll ungewiß sein, ob seine Idee eines freien Handelsverkehrs für England ausführbar sei. An der Börse steht alles still; die Papiere fallen — die Fabrikanten schreien aus voller Kehle. Auf der andern Seite wieder sagen die weniger Betheiligten, daß all' dies Reden derjenigen, deren Börse für jetzt leide, nichts ausmachen könne, so lange das Volk bei diesem Prinzip gewinne; so lange dasselbe im Stande sei sich zu nähren und besser zu nähren als bis dahin, und im Fall eines Mißwachses — einem Uebel, vor

dem England doch nie lange sicher ist — keine zweite Hungersnoth zu fürchten habe. Es ist eine bedeutende Krisis, und das Resultat des Experimentes wird von allen Seiten mit dem höchsten Interesse erwartet. Die Presse beschäftigt sich natürlich ganz mit dieser Angelegenheit und nimmt bald die eine, bald die andere Partei. — Wie es ist, kann es nicht lange bleiben, und der Vorschlag, die Eisenbahnen aufzugeben, sowie das Maschinenwesen, wird wohl wenig Anklang finden. — So hat also auch die todte Saison diesmal einen lebendigen Punkt des Anhaltes, und zwar einen solchen, der für die ganze Nation vom Höchsten bis zum Niedrigsten von einem alles überwiegenden Interesse ist.

Das Resultat der Wahlen hat sich im Ganzen sehr befriedigend erwiesen. Ein Journal rühmt es besonders als ein günstiges und hoffnungsvolles Zeichen der Zeit, daß die Pächter es gewagt haben — an vielen Orten wenigstens — gegen ihren Grundherrschaft zu stimmen, ein Versuch, der sie sonst immer von Haus und Hof vertrieben hat und der daher nur als seltene Ausnahme gemacht wurde. Auf diese Weise würden dann künftig die Sprößlinge altadeliger Häuser nicht mehr (unbedingt) ihren Sitz im Unterhause einnehmen, sondern diesen Platz den würdigern Vertretern des Volkes einräumen, wenn dasselbe keine der gewünschten Eigenschaften in ihnen entdeckte, wodurch sie denn endlich einmal fühlen lernen müßten, daß das Verdienst weder angeerbt noch angeboren werde, sondern erworben sein wolle. Ist dieser Punkt erreicht, ließen sich dann wünschenswerthe und langersehnte Resultate hoffen, auf die zu spekuliren aber doch noch zu früh sein möchte.

Wenn sich nun aber auf der einen Seite das liberale Element und das Recht der Bürger eines freien Staates befriedigend herausstellt, so muß man auf der andern wieder bedauern, daß das Geldinteresse noch immer einen so bedeutenden Einfluß bei den Wahlen übe. Die englischen Blätter sind diesen Augenblick voll von einer Anzeige in dem „Journal des Débats,“ worin es heißt: „es sei ein Gut im Süden Frankreichs verkäuflich, daß dem Erstehrer einen Sitz im Hause der Deputirten sichere.“ — Dies scheint den Engländern nun unbeschreiblich lächerlich und man spart keine Art von Glossen, um sich über die Corruptibilität der französischen Wahlen lustig zu machen. Was nennt man denn aber Corruptibilität? — Nicht etwa auch das Erkäufliche des Votums? Und was hat man denn in England stets anderes gethan, und diesmal, trotz der geschärften Verbote, wieder gethan, als das Votum käuflich an sich gebracht? — Der einzige Unterschied ist, daß man sich hütet, öffentlich und geradezu dabei zu Werke zu gehen, weil, wenn man gerichtlich beweisen kann, daß Jemand durch sein Geld das Vo-

tum erhalten, er seines Sitzes im Parlament verlustig ist. Diesen Beweis zu erschweren oder unmöglich zu machen, darin besteht jetzt die ganze gerühmte Nicht-Corruptibilität. Es ist eine sophistische Moral der Zeit, Unrecht als Recht erscheinen zu lassen, und die Gewohnheit scheint aller Augen gegen das Factum zu verschließen und nur den Schein sichtbar zu lassen. Jeder erzählt dem Andern, wieviel tausend Pf. Sterling der eine oder der andere Wahlcandidat mitgenommen, und in wie ferne er damit zugereicht oder überboten worden. Man liest, daß in einer Kneipe jeder Gast ein Goldstück auf dem Grunde seiner Tasse gefunden; man hört, daß an verschiedenen Orten Hammelkeulen für den Preis von 10 Pf. St. ausgedoten worden, so daß endlich der ärmere Candidat verzweifelt ausgerufen: diese verdammten Hammelkeulen würden ihn um seinen Sitz im Parlamente bringen, weil er kein Geld mehr habe dieselben zu erstehen. An andern Orten kaufte man die Katzen, und Herrn Meyer Rothschild wurde solch' ein Thier für 20 Pf. St. angeboten. Mitunter sogar, wenn so ein Botumbesitzer gar nichts zu verkaufen hatte, suchte man in seinem Stalle nach, ob kein Esel oder kein Schwein da sei, oder auch ein Hund, nur irgend ein künstlicher Gegenstand; denn die armen Leute besitzen der transportablen Sachen nicht über viele, wie man weiß, und man muß schon darnach suchen. Eines Tages begegnete so ein Wahlcandidat einem Eselkarren. „Wie viel wollt Ihr für das Thier?“ fragte er den Mann. — „Ich verkauf' es nicht.“ — „Nicht? auch nicht für 10 Pf. St.“ — Er schüttelte den Kopf mit einer Art wehmüthigem Bedauern. — „Nun, wenn Ihr denn durchaus nicht wollt, so könnt' ich doch wenigstens den Karren haben. Hier sind 10 Pf. St. für diesen.“ — Der Mann nahm das Geld und sagte dann in seiner langsamen Weise: „Das Factum ist, Herr, daß ich gestern den Esel schon an einen andern Gentleman verkauft habe, den Karren aber, den können Sie gerne bekommen.“ — Da sieht man nun, welch' ein Interesse diese Leute daran nehmen, wer sie vertritt. Und dieser sind eine große Zahl. Zu ihnen gehören alle jene in den Städten Freigebohrenen, die als solche ein Botum haben und alle, die eine Rente von 10 Pf. St. für ihr Haus zahlen. Diese Leute sind zu arm, um sich um die Politik zu kümmern. Ihr Sorgen und Hoffen geht auf den kommenden Morgen, und was ihnen thätlich hilft, die Bürde ihres Lebens für Wochen leichter zu tragen, ist ihnen weit lieber als eine im Parlament discutierte Frage, von der sie nichts verstehen. Diese Klasse zu vermögen aus andern und höhern Grundsätzen ihr Botum zu ertheilen, ist daher eine Sache der Unmöglichkeit. Man nehme ihnen die Nahrungssorgen und gebe ihnen Wohlstand, dann werden sie Zeit finden

und Gedanken über das Wohl der Nationen zu grübeln; so lange man aber das erstere nicht kann, darf man das letztere nicht fordern. — Dieser bedeutenden Zahl künstlicher Individuen das Gegengewicht zu halten, denkt man jetzt daran, den jungen Männern, die von ihrem 20. bis vielleicht 35. Jahre in einem selbstständigen Logis leben, ein Votum zu geben. Die Zahl derselben ist bedeutend und umfaßt im wahren Sinne des Wortes den Kern der Nation. Sei es Studirter, Kaufmann oder Künstler, er muß seine Lehrjahre durchmachen und für andere arbeiten, ehe es ihm möglich ist, den eigenen Heerd zu bauen und sich an demselben als Hauseigenthümer niederzulassen. Ihm eben so lange jedes Anrechtes an der Administration des Landes Theil zu nehmen zu berauben, heißt sich an dem Individuum, wie an dem Volke versündigen, und die Idee einer Aenderung dieses Gesetzes ist in den Köpfen der Besseren durch das Erkennen seiner Mangelhaftigkeit entsprungen und wird in der nächsten Sitzung zur Sprache kommen.

Ich muß aber noch einer Methode sich Stimmen zu verschaffen erwähnen, die gewiß kein Bewohner des Continents als von einem Engländer angewandt möglich geglaubt hätte. Der Candidat besticht die Frauen seiner Mitbürger durch Küsse, versichert ihnen wie leid es ihm thue, daß er schon verheirathet sei, oder sie nicht früher gekannt hätte, und erzählt ihnen, daß ihre kleinen schmutzigen Kinder allerliebste Engel seien, auf die jeder Vater stolz sein müsse. Ob diese kleinen Künste nicht eines Mannes noch unwürdiger sind, als das Mittel des Geldes zu gebrauchen, mag jeder nach eigenem Gefühl beurtheilen; wenn man aber für das Ganze einen andern Namen erfinden kann, als einen solchen, der mit Corruptibilität gleichbedeutend ist, so möge man ihn nennen und wir wollen Gebrauch davon machen.

Ein vortreffliches Gesetz ist jetzt von Sir George Grey in Vorschlag gebracht worden. Die Schuldner sollen in Zukunft schlechte Kost in den Gefängnissen bekommen, damit sie nicht, wie bis jetzt, den Aufenthalt darin eher angenehm, als unangenehm finden, und manchmal recht gerne darin stecken, um sich nur von den überlästigen Besuchen ihrer Creditoren befreit zu sehen. Wenn man es nun nur auch noch dahin brächte einen Edelmann am Sonntage einstecken zu können! Oder auch in seiner eigenen Wohnung? Comt d'Orsay's Stubenarrest war wirklich eine zu arge Satyre auf dieses Vorrecht, um dem lächerlichen Privogativ länger Vorschub zu thun.

Miß Martineau ist jetzt in London und beschäftigt ihre Reise in den Orient für den Druck zu bereiten. Sie ist sehr wohl, ist ganz von ihrer Krankheit geheilt und mehr als jemals für den Magnetismus eingenommen. Sie ist nicht allein magnetisirt, sondern magnetisirt auch und hat schon viele

Kranke geheilt. Ihrer Versicherung nach hält man auch in Alexandrien und in Jerusalem viel darauf. Sie lobt den jetzigen Bischof dort, ist aber auch der Meinung, wie Jeder, der den Orient bereist: daß seine Mission lächerlich sei. Er hat nur einen Menschen bekehrt, seit er da ist; und dieser Eine diente ihr als Führer. Mit seinem Glauben war es nicht weit her; wohl aber war er schlaun genug bei den christlichen Reisenden Nutzen von seiner Bekehrung zu ziehen und nicht bezweifeln ließ es sich, daß das Interesse und seine Armuth die einzigen Beweggründe gewesen zu seiner Glaubensveränderung. Miß Martineau hat zwei lange Pfeifen mitgebracht und raucht alle Tage ein wenig. Sie thut es nicht des Vergnügens halber, sondern nur für ihre Gesundheit, die, wie sie sagt, durch den Tabakrauch bedeutend gewonnen habe. Das ist nicht in Zweifel zu ziehen, denn Rauch conservirt. William Howitt, der fleißige Uebersetzer, hat eben ein Buch erscheinen lassen, betitelt: „The haunts and homes of british Poets,“ in welchem er eine kleine Skizze von ihr und ihrem Leben in ihrer Cottage an den Schottischen Seen gegeben hat, das sie gutmüthig genug ist getreu zu nennen und ihm nicht übel nimmt. Er beschreibt sie, wie sie mit ledernen Kamaschen, ein paar großen Stiefeln, einem Regenschirm und einem kleinen Ranzen auf den Schultern ihres Weges dahinziehe, oder auch in ihrem Garten grabe oder auf dem Wasser rudere. — Trotz diesen Beschäftigungen hat Miß Martineau durchaus nichts Männliches in ihrem Wesen. Sie ist groß und schlank, etwa 44 Jahre alt, ist nicht hübsch und auch wohl nie hübsch gewesen; sie hat aber ein freundliches Gesicht, das durch zwei Grübchen noch freundlicher gemacht wird, ist durchaus natürlich und ohne Prätension und sehr lebhaft und munter in ihrer Unterhaltung. Sie spricht viel — fast ohne den andern zu Worte kommen zu lassen, spricht aber sehr gut und hat eine angenehme Stimme. Leider wird sie durch ihre Taubheit verhindert, an der allgemeinen Unterhaltung Theil zu nehmen und mancher bescheidene Gast scheut sich durch ein Sprachrohr mit ihr zu reden. Für eine Person wie sie ist es ein doppeltes Uebel taub zu sein. Sie wünscht jetzt zu erfahren, was Lepsius über Egypten geschrieben hat, ehe sie selbst an das Werk geht; da sie aber nur wenig Deutsch liest, würde es sie hindern, die Sachen im Originale zu lesen, und eine Uebersetzung ist noch nicht erschienen. — Miß Martineau gehört zu den Unitarians und wird darum von denen, die sich zur hohen Kirche bekennen, mit Abscheu betrachtet; — von Andern aber ist sie desto höher geschätzt, und ihre Freunde hängen an ihr mit beinahe abgöttischer Verehrung. Sie genießt im Allgemeinen der höchsten Achtung, und selbst diejenigen, denen ihre Grundsätze nicht zusagen,

können ihr dieselbe nicht versagen. Daß sie mitunter in den Fehler aller Schriftstellerinnen und berühmten Frauen fällt, ein wenig zu viel aus ihrem Ich zu machen, ist zu entschuldigen, und das um so leichter, da sie nie unangenehm damit hervortritt. Im Ganzen aber haben wir Deutsche immer Ursache, auf die Frauen eines Landes neidisch zu sein, das eine Martineau, Fry und Sommerville hervorbrachte — Charaktere, denen wir nichts Aehnliches zur Seite stellen können, denn Nahel, wie vortrefflich sie auch war, wirkte nicht auf das Allgemeine ein, nicht auf den Geist der Zeit und das Sein des Volks; ihr Thun beschränkte sich auf den häuslichen Kreis und ihre Freunde — die eigentliche Sphäre des Weibes. Doch schadet es der Sache derselben nicht, wenn mitunter ein bedeutenderes Licht auftaucht, das seinen Schein weithin verbreite und andern vorleuchte.

Zu den sonstigen Neuigkeiten des Tages gehört: daß Schildkröten von Neu-Orleans angekommen sind — eine nie von dort gesehene Einfuhr, — daß sich die Alterthumsforscher am 1. September in Pun versammeln, über das Geburtsjahr der gemalten Fensterscheiben dort zu bestimmen; daß der elektrische Telegraph 360 Meilen in einer Sekunde reist; daß eine Phonography erschienen, in dieser Zeit, wo alles mit Dampf gehen muß, das Schreiben zu beschleunigen, und was besser ist als Alles dies: daß die Maurer der Hauptstadt darauf gedrungen, am Sonnabend um 4½ Uhr mit ihrer Arbeit aufzuhören, um sich ihr Fleisch für den Sonntag einzukaufen. Wahrscheinlich wird der Rest ihrem Beispiele folgen und dann sind die 7000 Maurer in England, also 7000 Menschen, im Stande eine Wohlthat zu genießen, die der nur zu empfinden vermag, der an ein Geschäft gebunden ist, das ihm keine freie Stunde gönnt; und die Gesetzgeber und Meister kennen das nicht.

Amely.